



CHEMNITZ

(25/2)

moderneREGIONAL

VORWORT

Wunderbar überdrehter Expressionismus, selbstbewusste Ostmoderne und Blütenträume der Wendezeit – Chemnitz lohnt auch jenseits der Kulturhauptstadtevents einen zweiten und einen dritten Blick. Dafür haben wir für das moderneREGIONAL-Heft „Chemnitz – Kulturhauptstadt der Ostmoderne“ (25/2) Ortskenner:innen gewinnen können, ihren ganz persönlichen Blick auf die Stadt vorzustellen.

INHALT

- 4 LEITARTIKEL:**
Kulturhauptstadt mit Ausdauer
 Verena Pfeiffer-Kloss über eine Kulturhauptstadt, die lange abwartet, um sich dann zu überschlagen.
- 10 FACHBEITRAG: Kaufhäuser in Chemnitz**
 Fabian Schmerbeck über den Wettstreit der Warenhäuser.
- 16 BEGEGNUNGEN: Chemnitz blau-gelb**
 Mit Martin Maleschka auf Streifzug durch die Farbwelten der Chemnitzer Ostmoderne.
- 20 FACHBEITRAG: Chemnitz und die Automobilindustrie**
 Daniel Bartetzko über die Wiege der Massenmotorisierung in Sachsen.
- 25 PORTRÄT: Das Adventhaus in Chemnitz**
 Karin Berkemann über ein Paradebeispiel des Zackenstils.
- 29 INTERVIEW:**
„Jugendliche mit einem Kofferradio“
 Nancy Mickel über ihr Azubi-Projekt: ein wiki zu Skulpturen und Plastiken in der Chemnitzer Innenstadt.
- 34 FOTOSTRECKE: Nova Gorica**
 Beate Düber war mit der Kamera in der anderen Kulturhauptstadt 2025.
- 38 BEST OF 90S: St. Pius X. in Hohenstein-Ernstthal**
 Im Chemnitzer Umland gibt es eine Böhm-Kirche zu entdecken: Eine schmale Scheibe, ein großer Omega-Bogen und viel Zahlensymbolik halten die spätmoderne Kirche des Architekten Peter Böhm zusammen.
- 43 IMPRESSUM**

LEITARTIKEL: Kulturhauptstadt mit Ausdauer

von Verena Pfeiffer-Kloss (25/2)

Bis vor kurzem war Chemnitz noch die einzige Großstadt Deutschlands, die keine IC(E)-Anbindung hatte. Nun fährt zweimal täglich ein IC von Rostock über Berlin und Dresden in die 240.000-Einwohner:innen-Stadt. Man kann diesen Schnellzug bis zur Hälfte der Strecke zwischen Berlin und Chemnitz mit dem Deutschlandticket nutzen. Von hier geht es dann in die Regionalbahn und der IC fährt leer weiter. Nicht nur, dass es günstiger ist, den vermeintlich langsameren Zug zu nehmen, es ist auch fast genauso schnell. Dass die lange Fahrtzeit des IC eigentlich am Umweg über Dresden liegt, kann hier ausgeklammert werden – zum einen erzählt es sich schöner, zum anderen taugt es als symbolischer Beweis für die vermeintlich blockierende Kraft der konservativen Landeshauptstadt. So oder so: Wer langsam fährt, kommt besser und direkt in die Kulturhauptstadt.



Chemnitz, links: Ensemble Stadthalle und Interhotel Kongress, Rudolf Weißer, 1969–1974;
rechts: „Blütenstern“, Johann Belz, 1973–1974, Kunst am Bau zu Kongresshotel
(Bilder: links: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025; rechts: Reinhard Hölln, CC BY SA 3.0, 2006)



Chemnitz, „Industrie und Landschaft des Bezirkes“, Glasmosaik, Carl-Heinz Westensburger, 1983, ehemals im Plenargebäude „Forum“ der SED-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt (Bildquelle: Bildende Kunst, Heft 5, 1984)

Beobachten und Machen

Ähnliches gilt für das ehemalige Karl-Marx-Stadt auch in anderen Bereichen. Seit einiger Zeit beobachte ich – auch als Mitglied des Instituts für Ostmoderne – ein sympathisches und überraschendes Phänomen: Vieles in Chemnitz bewegt sich, nennen wir es Phase eins, zunächst ganz langsam, ja mitunter scheint gar nichts zu geschehen. Dann plötzlich, in Phase zwei entwickeln sich die Dinge ganz schnell, bis alles fertig und überraschend besser ist als gedacht.

So gibt es in Chemnitz längere bleierne Phasen der Skepsis und des Missmuts (insbesondere, nachdem staatliche Akteur:innen „fördernd“ in den Kulturbetrieb eingegriffen haben), was sich gleichzeitig als eine Zeit der Ruhe und sehr guten Beobachtungsgabe erweist. Dann fährt plötzlich wie von Zauberhand ein Ruck in die „Chemnitzer Macher:innen“, wie sie das Programm der Kulturhauptstadt benennt. Ehe man sich versieht, sind alle Ideen in die Tat umgesetzt. Und Ideen gibt es zahlreiche in der hiesigen regen Kunst- und Kulturszene. Dieser Kreativreichtum ist kein Produkt der Kulturhauptstadt, vielmehr ist die

Kulturhauptstadt das Produkt dieser speziellen Konstellation und Mentalität.

Ostmoderne im Holzkasten

Kunst und Architektur der DDR profitieren aktuell von einer solchen Phase eins der Chemnitzer Vorgehensweise. Von den Gebäuden, der Kunst im öffentlichen Raum und insbesondere der Bildenden Kunst in den Museen scheint tatsächlich noch vieles unangetastet und am angestammten Ort. Davon erzählt auch Nancy Mickel in diesem Heft – im Interview zu den Skulpturen aus der



Chemnitz, Schauspielhaus, Rudolf Weisner, 1977–1980 (Bild: Boris Kaiser, 2025)



Chemnitz, Wohngebiet Fritz Heckert, 1976, links: Blick nach Nordwesten, am unteren Bildrand der Südring, dahinter die Paul-Bertz-Straße mit den Wohngebäuden 111–129, 131–149 und 151–169; rechts: sanierter Wohnblock Faleska-Meinig-Straße 138–146 im Fritz-Heckert-Gebiet (Bilder: links: Bundesarchiv, Bild 183-T0426-0001, CC BY SA 3.0, 1976; rechts: fototro, CC BY SA 4.0, 2013)

DDR in Chemnitz. Sie bemerkt, dass dies nicht in allen vergleichbaren Städten der Fall ist. Zugegeben, insbesondere eine Skulptur ist unverrückbar. Aber auch dem „Nischl“, dem ikonischen Karl-Marx-Monument, kommt eine gewisse realitätsakzeptierende Duldsamkeit entgegen.

Skuril wird es, wenn Kunstwerke mitten im öffentlichen Raum in einer riesigen Holzbox verharren, wie es seit fast einem Jahrzehnt dem Glasmosaik „Industrie und Landschaft des Bezirkes“ (1983) von Carl-Heinz Westenburger widerfährt. Einst war es Wandgestaltung im Foyer des nicht denkmalgeschützten Plenargebäudes „Forum“ der SED-Bezirksleitung Karl-Marx-Stadt in der Innenstadt. Nach dessen Abriss wurde die Wand samt Mosaik als einziges Teil des Bauwerks erhalten. Nun ist es vor Wind und Wetter und leider auch vor Blicken geschützt, getreu dem Motto der Kulturhauptstadt „C the Unseen“. An dieser Stelle bleibt es spannend, was passiert, wenn Phase zwei der Chemnitzer Vorgehensweise eintritt: das plötzliche und ruckartige Umsetzen einer Idee. Möge dann bitte die Denkmalpflege zur Macherin werden – und, wie schon so oft in Chemnitz, ein Kunstwerk im öffentlichen Raum einfach versetzen.

C the Closed

Im Mai 2025 startete ganz überraschend Phase zwei, als das Chemnitzer Schauspielhaus gerettet werden sollte. Rudolf Weißer, auch Architekt des Stadthallenensembles, hatte den Bau von 1977 bis 1980 entworfen und realisiert. 2022 schloss man das Theater wegen Sanierungsarbeiten, im Februar 2025 wurde dann eine dauerhafte Schließung bis hin zum Abriss wahrscheinlich. Auf einen Brief des Instituts für Ostmoderne antwortete der Chemnitzer Bürgermeister nur mit Allgemeinplätzen.

Am 9. Mai wurde dann ein „künstlerisches Aktionsbündnis“ aktiv. Mit Plakaten am Schauspielhaus, auf denen „C The Closed“ zu lesen war (eine Anspielung auf das Motto der Kulturhauptstadt „C the Unseen“), forderte sie die Besetzung des Hauses. Das Schauspiel sei als kultureller Begegnungsort zu erhalten und die geplanten Kürzungen der Stadt im Kulturhaushalt seien zu stoppen.

Wegsaniert

Im größten Plattenbaugebiet von Chemnitz ist Phase zwei schon durch. Die Rede ist von der Siedlung Fritz Heckert, die sich mit ihren 90.000 Menschen im Süden der Stadt auf fünf Hügel und 7,5 Quadratkilometer verteilt. Beinahe alle Wohnblöcke wurden in den letzten Jahren energetisch saniert und in den handelsüblichen frohlockenden Farben angestrichen. Die langen Wege zwischen den Häusern, denen man früher wahrscheinlich getrotzt hatte, sind noch länger geworden.

Viel leergezogener Wohnraum im Heckert wurde abgerissen, ebenso einige Kaufhallen, darunter die Kaufhalle in Hutholz. Noch 2020 hatte dort das Kunstfestival „Begehungen“ stattgefunden. Eine Installation auf dem Dach machte damals den ganz entgegengesetzten Wunsch der Bürger:innen stark: Wir brauchen hier wieder eine umfassende Versorgungsinfrastruktur! Geblieben ist die ÖPNV-Haltestelle direkt vor der ehemaligen Tür. Der Weg ins Zentrum muss jetzt ausgesessen werden.



Pylonendach am Busbahnhof Chemnitz, Johannes Meyer mit dem Bauingenieur Christian Weise, eröffnet 1966 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)



Chemnitz, Wirkbau, ehemals Maschinenfabrik Schubert und Salzer, Glocken- und Uhrenturm, Erich Basarke, 1927 (Bild: Daniel Schmidt, CC BY SA 4.0, 2016)

An der Bushaltestelle

Glücklicherweise hat die Verwaltung auch den umstrittenen Plan ausgesessen, den einzigartigen Busbahnhof bzw. dessen Pylonendach zu versetzen. 2019 wurde bekannt, dass die „schwebende“ Dachplatte an ihrem heutigen Standort abgebaut werden solle. Stattdessen wollte man sie um einige hundert Meter weiter am Hauptbahnhof wieder aufrichten. Es stand zu befürchten, dass die Stahlbetonkonstruktion diesen Umzug nicht übersteht – und dass ein Wiederaufstellen eigentlich nicht geplant war.

Größerer Gegenwind kam unter anderem durch das Institut für Ostmoderne, das sich zu diesem Anlass gegründet hatte. So konnte eine Pause der Planungen errungen werden, oder eben das Aussetzen der ungeklärten Situation. Einige Jahre später wurde das Vorhaben ad acta gelegt – wegen

der hohen zu erwartenden Kosten. Es bleibt zu hoffen, dass hier nicht doch noch Phase zwei der Chemnitzer Vorgehensweise eintritt. Das Pylonendach ist denkmalgeschützt, der Raum darunter leider aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse meist ungenutzt.

Wahrzeichen der Möglichkeiten

Chemnitz ist und war eine Industriestadt. Das „sächsische Manchester“ des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hat so viele Industriebauten hinterlassen, dass sich viele in der ruhigen Abwarte-Phase befinden oder noch gar nicht entdeckt sind. Das ist gut so, denn das Raumpotenzial in dieser Großstadt wird so schnell nicht versiegen. Und das bietet weiterhin Optionen für kulturelle und neue industrielle Nutzungen.

Besonders rege läuft es aktuell im „Wirkbau“, einem Kulturquartier für Start-Ups, Ateliers, Klubs und Ausstellungen. Am Eingang zum Gelände reckt sich seit fast 100 Jahren der 1927 er-

richtete, 63 Meter hohe, expressionistische Backsteinturm mit Uhr- und Glockenwerk des Architekten Erich Basarke in den Himmel. Einst stand das architektonisch bemerkenswerte Wahrzeichen für die Textilmaschinenfabrik Schubert und Salzer, die den Wirkbau errichtet hat. Heute vertritt es vielleicht all die Möglichkeiten, die die Stadt noch bereithält.

Beherzte Sofortreaktionen

Auch wenn diese Warteposition recht prominent ist, geht es manchmal ganz anders: Sobald es drauf ankommt, führt schnelles Handeln zu Erstaunlichem. Das beste Beispiel ist die prompte Reaktion der Mehrheit der Chemnitzer:innen, als es 2018 zu rechtsradikalen Ausschreitungen kam. Nachdem Ende August 2018 viele Rechtsextreme die Stadt zu erobern drohten, stellten die Bürger:innen am 3. September – quasi über Nacht – das kostenlose Konzert „Wir sind mehr“ auf die Beine. 65.000 Menschen kamen und der Hashtag #wirsindmehr sorgte für Folgeveranstaltungen, also eine gewisse Verstetigung. Denn was einmal da ist, das bleibt auch gern ein bisschen. Phase eins setzt wieder ein. Unterstützend kommt nun (hoffentlich) hinzu, dass der Kulturhauptstadtstatus an der Abgeschlossenheit der Stadt rüttelt. Dazu muss man sie natürlich schnell erreichen können.

Damit steht am Ende wieder der Hauptbahnhof und in ihm, immer stündlich auf Gleis 5, die Chemnitz-Verbindung: der RE 6 nach Leipzig. Jahrzehntlang wurde die eingleisige und nicht elektrifizierte Strecke mit einem Zug aus einer Baureihe befahren, die mir in meiner Kindheit rund um 1990 sehr vertraut war. Abteile, in denen man die Fenster öffnen konnte. Laute Verbindungselemente zwischen den Waggons, in denen der Fahrtwind piff. Rote (oder



Chemnitz, Hauptbahnhof, Nordseite vor dem Umbau in den 2010er Jahren, Gunther Dreißig und Werner Kluge, 1978–1984 (Bild: Michael Kümmling, CC BY SA 3.0, 2006)



Chemnitz, Karl-Marx-Monument als Werbeträger beim „Hutfestival“ 2019 (Bild: Kora27, CC BY SA 4.0, 2019)

vielleicht doch dunkelgrüne) Kunstledersitze unter messingfarbenen Schirmablagen. Geschriene Konversationen im Fahrradabteil. Urplötzlich, über Nacht und offenbar zur Kulturhauptstadt, wurde der RE 6 zum roten RE der 2000er Jahre. Schneller kommt man damit nicht an. Ausdauer gehört eben bei Chemnitz dazu.

FACHBEITRAG: Kaufhäuser in Chemnitz

von Fabian Schmerbeck (25/2)

Auch im Chemnitz der Nachwendezeit debattierte man intensiv darüber, wie umzugehen sei mit der historischen Stadtmitte, mit ihren großen Magistralen und Brachflächen. Der Innenarchitekt Karl-Heinz Barth warnte damals vor zwei Extremen: der „sentimentalen Verdichtung“ oder dem Rückgriff auf „gesichtslose Investorenarchitektur“. In Chemnitz mussten sich tatsächlich einige wenige Vorkriegsbauten behaupten gegen die große Geste der Ostmoderne, wie sie beim Stadthallenkomplex und beim Parteigebäude anzutreffen war. Unter den historischen Zeugen des frühen 20. Jahrhunderts fanden sich nicht nur das Rathaus (Richard Möbius, 1911), sondern gerade auch die beiden Warenhäuser Schocken (Erich Mendelsohn, 1930) und Tietz (Wilhelm Kreis, 1913). Beide vermochten schon allein durch ihre inselartige Lage, eine stadträumliche Wirkung zu entfalten. Außerdem thematisierten sie unweigerlich, was auf den Freiflächen verloren gegangen war und wie sie potenziell wieder bebaut werden könnten – großmaßstäblich und zugleich an historische Strukturen angelehnt.



Chemnitz, ehemaliges Kaufhaus Schocken, Erich Mendelsohn, 1930, heute Staatliches Museum für Archäologie Chemnitz (SMAC) (Bild/ Titelmotiv: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)



Chemnitz, Bahnhofstraße, ehemaliges Kaufhaus Tietz, Wilhelm Kreis, 1913, mit Einfahrten zur Tiefgarage des Kaufhofs, 2001-2002 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Chemnitzer Kompromiss

Nach der Wiedervereinigung fehlte in der Chemnitzer Innenstadt jedoch fast vollständig der ältere und deutlich kleinteiligere Part der Bebauung. Die großen Projekte der Ostmoderne nahmen kaum Bezug auf die verschwundenen Strukturen. Vielmehr bildeten und bilden sie eine Mitte aus, die ebenso eigenständig wie eigener Art ist. Bald stand auf politischer Seite fest, dass ein zweites, ein verdichtetes, „neues altes Zentrum“ entstehen soll, das sich an historische Strukturen orientiert. Dennoch verlief die öffentliche Debatte darum durchaus kontrovers. So plädierte der in Chemnitz aufgewachsene Günther



Chemnitz, Neuer Markt, Galeria Kaufhof, Helmut Jahn, 1999-2001 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Behnisch, die großen Freiräume beizubehalten. Deutlich richtete er sich gegen einen Zeitgeist, der bisweilen schon von Rekonstruktionen fantasierte, und plädierte stattdessen „für die neue, offene Stadt; für die Stadt, die schon ‚vor der Türe steht‘“.

Am Ende fand sich ein Kompromiss, der in dieser Deutlichkeit nur in Chemnitz umgesetzt wurde: Eine bisweilen radikal zeitgenössische Architektur schuf strukturelle Bezüge zur verschwundenen Innenstadt. Man nahm in Kauf, dass blockfüllende Großbaukörper dominant auftraten. Dadurch bildeten sie ein ernstzunehmendes Gegengewicht zum sozialistischen Stadtzentrum mit seinen Großstrukturen: vom „Haus der Partei und Staatsorgane“ bis zum Stadthallenkomplex samt Hotelturm. Dies ist auch funktional zu verstehen, da den Kultur- und Verwaltungsbauten ein nahezu vollständig auf Konsum basierendes Zentrum gegenübergestellt wurde.

Galeria Chemnitz

Besonders sichtbar wird dieser Chemnitzer Kompromiss am wiederhergestellten zentralen Platz, dem Neumarkt. Drei Neubauten sowie das erhaltene Rathaus beschreiben seine Raumkanten. Die größte Aufmerksamkeit erregte 2001 der neue Kaufhof von Helmut Jahn. In seiner stadt-räumlichen Dominanz und seinem entwerferischen Anspruch suchte er sich mit den erwähnten Häusern von Tietz und Schocken zu messen. Und wie diese hat es inzwischen die Warenhausnutzung verloren und wird nun zu großen Teilen für kommunale Funktionen umgebaut. Bis 2024 konnte man im Kaufhof-Restaurant im obersten Stockwerk hinter der Glasfassade sitzen und hinab auf den Schreibtisch der Oberbürgermeisterin bzw. des Oberbürgermeisters blicken. Von der liebenswerten



Chemnitz, Neuer Markt, Galerie Roter Turm, Chapman Taylor Brune (Gesamtkonzept), Hans Kollhoff und Helga Timmermann (Fassaden), eröffnet 2000 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Omahaftigkeit so manch anderer Warenhäuser (und ihrer Selbstbedienungsrestaurants) war im neuen Kaufhof allerdings wenig zu spüren. Für einen Vergleich taugen viel eher Warenhäuser der klassischen Moderne (Schocken!) oder frühen Nachkriegsmoderne in ihrer nüchternen Eleganz. Auch in der flächigen Innenraumgestaltung war man hier dem Breuerschen Bijenkorf in Rotterdam näher als so manchem Standard-Karstadt oder vielen nach 1990 „geupdateten“ DDR-Warenhäusern.

Vollkommen transparent und mit weit vorspringenden Dächern reiht sich dieser Stahl-Glas-Bau, der auch ein Parkhaus und die zentrale Straßenbahnhaltestelle aufnimmt, nahtlos in die Chemnitzer Warenhausgeschichte ein. Vielmehr entwickelt er diese ohnehin stadträumlich wirksame Typologie weiter: Die verkehrsbezogene Dynamik, die bei Mendelssohn in der gebänderten abgerundeten Fassade zu suchen ist, ist hier durch überkragende Dächer aufgegriffen. Dies wird nicht zuletzt deutlich durch Tiefgarageneinfahrten, die zum Gebäude gehören, aber als separate Baukörper ausgeführt sind. Sie wirken wie entlang des Verkehrsflusses gedehnte Teile des

Warenhauses. Und was beim Warenhaus Tietz drei viel besprochene Lichthöfe erledigten, schafft bei Jahns Kaufhof ein übergroßes Atrium, das im Zentrum des Gebäudes gleichzeitig der Erschließung dient. Neu ist, dass sich der Bau deutlich dem Platz zuwendet. Kaum ein Warenhausbau zuvor ließ so große Ein- und Ausblicke zu, die nicht zuletzt bei Nacht durch ihre Innenbeleuchtung stadträumlich betont werden.

Von Innen heraus illuminiert

Auch das 2003 eröffnete Textilkaufhaus Peek & Cloppenburg von Ingenhoven, Overdiek und Partner ist ähnlich transparent und ebenso nachts von innen heraus illuminiert. Auf der anderen Seite des Rathauses verortet, wurde für P & C eine sehr zeichenhafte, wellenförmige Typologie erneut mit Stahl und Glas umhüllt. Dadurch tritt der Bau besonders intensiv in Austausch mit dem Kaufhof-Eingang, der auf der gegenüberliegenden Platzseite zu finden ist. Zeitgenössische Publikationen betonen hier – nochmals stärker als beim Kaufhof-Bau – die kompromisslose Modernität des monolithischen Baus. Er trete ganz bewusst in Kontrast zum Zierrat der Rathauses und zur vorgespiegelten Kleinteiligkeit der fast zeitgleichen Rathauspassage.



Chemnitz, Zentralhaltestelle hinter Galerie Kaufhof mit Blick auf die Galerie Roter Turm (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)



Chemnitz, Neuer Markt, Galerie Roter Turm und Galeria Kaufhof (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Terrakottakulisse

In der Typologie und in den Details verhält es sich mit der 2000 eröffneten Galerie Roter Turm vollkommen anders. Gegenüber vom Rathaus gelegen, ist die Galerie zwischen den beiden zuvor beschriebenen Stahl-Glas-Häusern verortet. Diese zeigen ihre Funktion – ganz in der Tradition der anderen Chemnitzer Warenhäuser – nach außen. Davon weicht die Galerie Roter Turm deutlich ab, denn sie wendet sich als klassische Shoppingmall nach innen. Hinzu kommt die Fassadengestaltung, die nicht wie der Baukörper von Walter Brune, Chapman Taylor und Günter Wagner entworfen wurde, sondern von Hans Kollhoff und Helga Timmermann. So erhielt der Rohbau eine Terrakottaziegel-Fassade samt Arkadengang und Zinnenkranz. Diese Kulissenarchitektur will die Shoppingmall wie einen überdimensionierten Altstadtbau erscheinen lassen. Stattdessen nahm diese Gestaltung eher die viel später üblichen, deutschen Outlet-Villages vorweg.

Verwaltung mit Einzelhandel

Der Publizist Torsten Birne beschrieb das unmittelbare Nachwendechemnitz als rückständig.

In einem „Gewaltakt“ habe man die versäumte Entwicklung aufholen wollen. Besonders am Neumarkt, so betont er, fügen sich Solitäre in nie dagewesener Weise zu einem stadträumlichen Zusammenspiel. Die architektonischen Gegensätze (vor allem in den aufeinanderprallenden Fassaden) benennt Birne ein „Feuerwerk der Architektur, Europa prallt auf Amerika, Jung auf Alt, Terrakotta auf Glas, Zinnen auf Wellen, Tradition auf Moderne“. Andernorts habe man Warenhäuser vielfach überschrieben oder durch Umnutzungen wesentlich verändert. In Chemnitz hingegen ist die Architekturgeschichte des Warenhauses ablesbar wie nirgendwo sonst – nicht zuletzt durch ihre Fortschreibung in den frühen 2000ern durch Helmut Jahn.

Der Kaufhof wird aktuell zum Verwaltungsstandort umgewandelt, auf Teilflächen soll es hier aber weiterhin Einzelhandel geben. Künftig wird die Großzügigkeit dieses Warenhauses nicht mehr in der alten Weise erlebbar sein. Doch die Kubaturen und die städtebauliche Gestalt des Neumarkts bleiben. Daher irrte der eingangs zitierte Innenarchitekt Karl-Heinz Barth mit seiner Befürchtung, in Chemnitz drohe entweder sentimentale Verdichtung oder gesichtslose „Investorenarchitektur“. Ja, es wurde verdichtet, aber nicht sentimental. Und ja, es kam „Investorenarchitektur“, aber sie war glücklicherweise nicht gesichtslos. Bei den Einzelbauten ebenso wie bei der Gesamtkomposition des Neumarktes handelt es sich vielmehr um ein wichtiges Erbe des Nachwendestädtebaus.

Literatur

Richter, Tilo, Chemnitz. Neue Bauten in der Stadtmitte 1990 – 2003. Ein Werkbericht, hg. vom Oberbürgermeister der Stadt Chemnitz, Leipzig 2003 (hieraus auch alle Zitate im Beitrag).



Chemnitz, Neuer Markt, Blick vorbei am Rathaus und der Galerie Roter Turm auf das Kaufhaus Peek und Cloppenburg, Ingenhoven, Overdiek und Partner, eröffnet 2003 (Bild: dguendel, CC BY 4.0)

Rundgang



Karl-Marx-Stadt, HO-Warenhaus (Bild: VEB Bild und Heimat Reichenbach i. V., Foto: Hempel, 1960)



Karl-Marx-Stadt, Poststraße – Zentralhaltestelle der Straßenbahn (Bild: Verlag Erhard Neubert KG, 901 Karl-Marx- Stadt, Aufnahme: Polster, 1969)



Karl-Marx-Strasse, Ernst-Thälmann-Strasse (Bild: Bild und Heimat Reichenbach i. V., 1976)



Karl-Marx-Stadt, HOG „Roter Turm“ (Bild: VEB Bild und Heimat Reichenbach i. V., Foto: Lindner, 1960)



Karl-Marx-Stadt, Hochhaus an der äußeren Klosterstraße (Bild: VEB Bild und Heimat Reichenbach i. V., 1965)



Karl-Marx-Stadt, Roter Turm (Bild: Bild und Heimat Reichenbach (Vogtl), Foto: Hoffmann, Oelsnitz (Vogtl.), 1980)



Karl-Marx-Stadt, An der Zentralhaltestelle (Bild: Verlag Erhard Neubert KG, 901 Karl-Marx-Stadt, Aufnahme: Lachmann, Leipzig, 1972)



Karl-Marx-Stadt, Blick zur Hauptpost (Bild: Verlag Erhard Neubert KG, 901 Karl-Marx-Stadt, Aufnahme: Polster, 1969)

BEGEGNUNGEN: Chemnitz blau-gelb

durch Chemnitz mit Martin Maleschka (25/2)

Eigentlich ist Martin Maleschka immer auf der Durchreise, um hier und dort anzuhalten für Orte der Ostmoderne. Schon im Studium (und das ist fast 20 Jahre her) machte er mit Bahn und Fahrrad eine Stippvisite in Chemnitz. Damals war sein Blick schnell, streifte vom Betonformstein zur Wellpolyesterplatte, einige kurze Aufnahmen, dann weiter zum nächsten Highlight. Heute, beim Wiederbesuch in der Kulturhauptstadt, geht der Fotograf und Ostmodernekenner mehr ins Detail. Muss er auch, denn er weiß zu gut um die Verluste der letzten Zeit. Seine Rolle hat sich verschoben, vom Erstentdecker auf Social Media zum dokumentierenden Bewahrer. Damit gerät ein Telefonat mit Maleschka rasch zum gedanklichen Zickzack durch Jahre und Orte von Chemnitz. Dass die beiden Stadtfarben Gelb und Blau dabei eine Hauptrolle spielen – es gibt bekanntlich keine Zufälle.



*Lagerhalle im Chemnitzer Umland,
Versuchsbau für die ehemaligen
GFK-Überdachungen am
Chemnitzer Omnibusbahnhof
(Bild: Martin Maleschka)*



Chemnitz, Stadthalle und Kongresshotel, 1974, Kollektiv Rudolf Weißer, originale Ausstattung der Bauernstube des Hotels (Bilder: Martin Maleschka)

Gelber GFK

Lange drohte der Verlust des Chemnitzer Omnibusbahnhofs, 1968 errichtet mit der gewagten Pylonenkonstruktion des Statikers Christian Weisse. Da fiel oft unter den Tisch, dass man direkt daneben die Dächer der Busbahnsteige längst entfernt hatte. Aber Maleschka fand, einem Hinweis des Ostmodernisten und Fotografen Sebastian Dämmer folgend, eine Spur der gewellten gelben GFK-Platten: Im Chemnitzer Umland haben sich zwei kleine Versuchsbauten mit eben jenen Dachelementen erhalten.

Der heutige Eigentümer nutzt einen der Räume als Lagerhalle, der andere verfällt malerisch vor sich hin. Als Maleschka und Dämmer anklopften, stießen sie zunächst auf Verwunderung. Immerhin wirken beide Bauten von außen wenig attraktiv. Doch im Inneren, wenn die Sonne durch die GFK-Elemente scheint, entsteht eine ganz eigene, gelb getönte Atmosphäre – noch gesteigert durch das Weitwinkelobjektiv. Auf Social Media erhielt Maleschka prompt begeisterte Reaktionen, die vom „sakralen“ Touch der Aufnahmen schwärmten. Von einem solchen Blickwechsel leben seinen Fotografien.

Ein Kessel Bunes

In der DDR war alles grau, diesem Vorurteil hat Maleschka viel entgegenzuhalten. Zum einen: Platte ist nicht gleich Platte. Denn, auch wenn es leicht nerdig wirken könne, für ihn komme es auf die Oberfläche an – und damit auch auf die Konstruktion an. Im Südosten von Chemnitz etwa, wo in den späten 1960er Jahren die Neubauten des Hans-Beimler-Gebiets entstanden, hat er eine seltene Fertigungsmethode wiedergefunden. Bei der Platte kam normalerweise zuerst der Beton und dann der Splitt. Doch hier produzierte man andersherum, sodass sich der flüssige Beton an vielen Stellen durch die Deckschicht drückte, bevor er erstarrte. Aber auch die farbige Seite der Platte, die Sanierungsmaßnahmen der Wendezeit, weiß Maleschka inzwischen zu schätzen. Seine Bilder feiern wundervoll überdrehte Fassadenmalereien, die einen Wohnblock in Burg oder Fachwerkhaus verwandeln.

Wirklich unruhig wird Maleschka, wenn er auf Zeitkapseln stößt, die einen direkten Blick in die Zeit der Ostmoderne erlauben. So wie der „Ehrenhain der Sozialisten“, auf dem Städtischen Friedhof 1982 von Künstlern wie Clauss Dietel gestaltet. Oder das Eissportzentrum mit zwei Sheddach-Hallen, eine zum Schlittschuhlaufen und eine zum Eisstockschießen. Nicht zu vergessen die letzten Hotelzimmer im berühmten Kongresshotel, ganz oben, die noch ihre originale Ausstattung aus den 1970er Jahren zeigen. Ein denkmalpflegerischer Akt? Nein, Maleschka verweist auf viele Beispiele wie dieses, bei denen der Hausmeister oder die Kindergärtnerin vor Ort sagten: Lass uns das mal aufheben, da hänge ich dran.



Chemnitz, Garagenhof der DDR-Zeit
(Bild: Martin Maleschka)

Blaue Garagen

Im Kulturhauptstadtjahr ist Maleschka mit der Installation „Ersatzteillager“ geladener Künstler beim Projekt „3000 Garagen“, denn die waren zur DDR-Zeit mehr als ein überdachter Parkplatz. Hier blieb privater Raum für vieles von Sammel-leidenschaft bis Bandprobe. Die Ausstellung versteht sich als Mitmachprojekt, das unbekannte Facetten der Ostmoderne näher bringt. Schon 2023 hatte der Fotograf das Thema mit einer eigenen Ausstellung aufgegriffen – mit vielen Bildern, einem ausgebauten Garagentor und einem Boden voller Schrauberzubehör. Einer seiner ersten Kontakte, der eine Wasserpumpenzange zur Installation beigesteuert hatte, kam nun erneut auf Maleschka zu. Jetzt öffnet der Vater eines ehemaligen Spielers beim CFC (Chemnitzer Fußball-Club) wieder seine Garage – darin verwahrt er Allerlei in der Vereinsfarbe Blau. Im Kulturhauptstadtjahr teilt er mit vielen anderen die Freude, mit ganz privaten Dingen „museumswürdig“ zu sein.

Text: Karin Berkemann

Rundgang



Chemnitz-Gablenz, mit Splitt bedeckte Platte der 1970 fertiggestellten Neubausiedlung im Hans-Beimler-Gebiet (Bild: Martin Maleschka)



Chemnitz-Gablenz, Plattenbauten in der 1970 fertiggestellten Neubausiedlung im Hans-Beimler-Gebiet (Bild: Martin Maleschka)



Chemnitz, Stadthalle und Kongresshotel, 1974, Kollektiv Rudolf Weißer, originale Zimmerausstattung des Hotels (Bilder: Martin Maleschka)



Chemnitz, Stadthalle und Kongresshotel, 1974, Kollektiv Rudolf Weißer, originale Zimmerausstattung des Hotels (Bilder: Martin Maleschka)



Chemnitz, Eissporthalle, 1965, Conrad Merkel (Bild: Martin Maleschka)



Chemnitz, Städtischer Friedhof, Ehrenhain der Sozialisten, 1982, Clauss Dietel, Hans Brockhage, Gottfried Kohl und Heinz Schumann (Bild: Martin Maleschka)



Chemnitz, Halle zum Eisstockschießen (Bild: Martin Maleschka)



Kleine Versuchshalle im Chemnitzer Umland (Bild: Martin Maleschka)



Chemnitz, Halle zum Eisstockschießen (Bild: Martin Maleschka)

FACHBEITRAG: Chemnitz und die Automobilindustrie

von Daniel Bartetzko (25/2)

Wolfsburg, Stuttgart, München, Rüsselsheim, Ingolstadt und Köln heißen die bekannten Automobilstandorte Deutschlands. VW, Audi, Porsche, Mercedes-Benz, BMW, Ford und Opel sind die Namen der heute noch aktiven Konzerne. Dass in Sachsen einst die zweitgrößte Fahrzeugproduktion Deutschlands existierte, ist heute kaum mehr bekannt. Chemnitz samt Umland und das nahe Zwickau waren während der Massenmotorisierung der 1930er Jahre auf dem Weg zum deutschen Detroit. Die Industriestadt Chemnitz zählt gar zu den Wiegen des Kraftfahrzeugbaus in Deutschland: Schon ab 1901 baute hier Presto Motorräder und Automobile, bis die Weltwirtschaftskrise die Firma 1928 ihre Unabhängigkeit kostete. 1913 debütierten die 1885 als Fahrradhersteller gegründeten Wanderer-Werke mit dem ersten eigenen Automobil, das unterm Spitznamen „Puppchen“ ein Verkaufsschlager wurde. Es ebnete den Weg für weitere Modelle und die Expansion: 1927 bezog Wanderer im damals noch eigenständigen Vorort Siegmar ein neues Zweitwerk, fortan wurde am Fließband produziert. Im 40 Kilometer entfernten Zwickau fertigte Horch, gegründet 1900, Luxus-Automobile. Der früh ausgeschiedene Namensgeber August Horch gründete am selben Ort 1910 noch die Audiwerke („Audi“ ist die lateinische Übersetzung des Imperativs „Horch!“). In Zschopau, 16 Kilometer südwestlich von Chemnitz, baute DKW Kleinwagen und Zweiräder. Ende der 1920er war die Firma der größte Motorradhersteller der Welt. Gegründet wurde sie 1904 in Chemnitz, das Verkaufsbüro verblieb hier auch nach dem Umzug der Produktion 1906.



Chemnitz-Siegmar,
Wanderer-
Automobilwerk, 2016
(Bild/Titelmotiv: dwt,
CC BY SA 4.0)



Chemnitz, Audi 225 Front Baujahr 1935 vor der einstigen Auto Union Verwaltung, 2019 (Bild: Andreas Beyer)



Chemnitz, Presto-Werke in einer Werbeanzeige, 1919 (Quelle: unknown, Wikimedia Commons, PD US, CCO)

Aus vier mach' eins

Am 29. Juni 1932 fusionierten Audi, DKW, Horch und Wanderer unter Beibehaltung ihrer jeweiligen Markennamen zur Auto Union AG. Das heute noch von Audi verwendete Logo der vier verschlungenen Ringe symbolisiert den Zusammenschluss der Hersteller. Als Unternehmenssitz wurde Chemnitz festgelegt, dies war die Bedingung der Stadt, die sich mit einem Aktienkapital von 750.000 Reichsmark an der Gesellschaft beteiligte. Größte Anteilsinhaberin war mit 75, später 90 Prozent die Sächsische Staats-

bank. Bis 1936 blieb die Hauptverwaltung vorerst in Zschopau und wurde dann nach Chemnitz ins frühere Gebäude der Presto-Werke verlegt, das die Auto Union gekauft hatte.

1934 war die Auto Union mit einem Umsatzanteil von 22 Prozent am Automobilgeschäft nach Opel zweitgrößter Automobilhersteller Deutschlands. Im technikaffinen Nationalsozialismus wurden ihr keine Steine in den Weg gelegt, und so gerieten die mittleren 1930er Jahre zur Erfolgsstory. Die Zahl der Auto-Union-Beschäftigten wuchs von rund 8000 im Jahr 1932 auf 23.000 im Jahr 1938. Zur Popularität der sächsischen Fahrzeuge trugen insbesondere die „Silberpfeile“ bei: die sagenhaften Rennwagen Auto Union Typ A-D. Fahrer wie Hans Stuck, Tazio Nuvolari und der 1938 tödlich verunglückte Bernd Rosemeyer errangen mit den bis zu 520 PS starken 12- und 16-Zylinder-Fahrzeugen bis 1939 zahlreiche Siege im Grand-Prix-Rennsport. Die bürgerliche Masse pötte derweil im DKW F7 mit 20 PS über Kopfsteinpflaster-Straßen. Wer sich mehr leisten konnte, durfte im Wanderer W35 an der 95-km/h-Marke kratzen. Und die Reichen und Schönen brausten im Achtzylinder Horch 830 über die Reichsautobahn.



Chemnitz-Schönau, Wanderer-Stammwerk, 2019 (Bild: Andreas Beyer)

Von Automobilen über Flugabwehrgeschütze zum Barkas

Die Zäsur markierte der Beginn des Zweiten Weltkriegs im September 1939. Aus der Auto Union wurde ein Rüstungsbetrieb, man fertigte Militärfahrzeuge, Stationärmotoren, Flugabwehrgeschütze und Panzermotoren. Nach Kriegsende 1945 lagen alle Fabrikationsorte in der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und am 17. August 1948 erfolgte im Zug der sukzessiven Umwidmung in Volkseigene Betriebe (VEB) die Löschung der Kapitalgesellschaft Auto Union AG im Handelsregister Chemnitz. Die Namensrechte für die Marken Audi, DKW, Horch und Wanderer wurden nicht gesichert, der Weg für die Gründung einer neuen, westdeutschen Auto Union GmbH im bayerischen Ingolstadt war frei.

In Chemnitz wurde nach 1945 nur ein Teil der im Krieg zerstörten, teils von der Sowjetunion als Reparation demontierten Fertigungsanlagen wiederaufgebaut. So ab 1947 die Hallen des Motorenwerkes, aus ihnen wurde 1950 der VEB Motorenwerk Chemnitz, am 1. Januar 1958 wurde auch der Stammsitz des Betriebs nach Karl-Marx-Stadt (wie Chemnitz seit 1953 hieß) verlegt, wo er mit dem Motorenwerk und dem Fahrzeugwerk zum VEB Barkas-Werke Karl-Marx-Stadt zusammengeschlossen wurde. Bis 1991 entstanden hier unter anderem der „DDR-Bulli“ Barkas B 1000, vor allem aber Motoren für Fahrzeuge und Maschinenantriebe. Nach 1989 übernahm Volkswagen, seit 1984 Kooperationspartner, das Werk. Das VW Motorenwerk Chemnitz befindet sich noch immer auf einem Teil des früheren Auto-Union-Geländes. Europas Kulturhauptstadt ist also bis heute ein – zumindest mittelbarer – Automobilstandort.



Chemnitz-Kapellenberg, Museum für sächsische Fahrzeuge Chemnitz (Bild: Museum)

Was ist geblieben?

Die Spurensuche in Chemnitz fällt leicht, die großen Automobil- und Motorenfabriken stehen noch. Auch einige historische Bauten der automobilen Infrastruktur wie Garagenhöfe, Werkstätten und Tankstellen blieben erhalten. Doch analog zum Automobil, das zunehmend kritisch, zumindest aber indifferent gesehen wird, scheint man auch im Umgang mit den Industriestandorten nicht recht zu wissen, wie es weitergehen soll: Nach dem Ende der DDR wurde die Mehrzahl geschlossen, und noch immer herrschen Leerstand und Verfall vor. So etwa bei der einstigen Verwaltung der Auto Union. Der Stahlbetonbau im Stadtteil Altchemnitz wurde 1909 für Presto nach Plänen des Chemnitzer Architekturbüros Büger & Benirschke errichtet, das Nachfolgebüro Kornfeld & Benirschke führte weitere Gebäude des neoklassizistischen Ensembles aus.

Nach dem Verkauf an die Auto Union wurde der Komplex von 1935 bis 1936 grundlegend modernisiert und zu einem Gesamtkomplex erweitert.



Chemnitz-Schönau, Wanderer-Stammwerk, 2016
(Bild: Daniel Schmidt, CC BY SA 4.0)

Wiederum war im Auftrag von Theophil Quayzin (1884–1965) von der Auto-Union-Bauabteilung der Otto-Wagner-Schüler Karl Johann Benirschke (1875–1941) maßgeblich beteiligt. Die längste Zeit seines Bestehens war der denkmalgeschützte Bau aber nicht Automobilfabrik, sondern Krankenhaus: Bereits unmittelbar nach Kriegsende wurde es auf Befehl der sowjetischen Militärkommandatur eingerichtet. Aus der provisorischen Nutzung entwickelte sich ein Dauerzustand, erst 1997 wurde das Krankenhaus geschlossen. Seitdem geben sich Interessent:innen und Investor:innen die Klinke in die Hand, ein begonnener Umbau richtete zusätzlich Schaden an.

Die Hochgarage als Fahrzeugmuseum

Besser steht es um eins der ältesten Parkhäuser Deutschlands, die 1928 errichtete Hochgarage im Stadtteil Kapellenberg. Das Ingenieurbüro Luderer und Schröder entwarf das Hochhaus mit drei Auto-Aufzügen (!), das später als „Stern-Garagen“ firmierte. Schon um 1941 wurde der Garagenbetrieb eingestellt, im Zweiten Weltkrieg diente der Betonskelettbau als Lager, und auch zu DDR-Zeiten blieb es dabei. Bis kurz vor der Wiedervereinigung nutzte zudem der Fahr-

dienst des Rates des Bezirkes Karl-Marx-Stadt einige Parkboxen.

Nach 1990 wechselte das zwischenzeitlich unter Denkmalschutz gestellte Gebäude an die Alteigentümer zurück. 2008 übernahm das Museum für sächsische Fahrzeuge Chemnitz e. V. das Erdgeschoss, darüber befindet sich ein Möbelgeschäft, das die einstigen Kfz-Parkboxen als Showrooms seiner Verkaufsausstellung eingerichtet hat. Im Rahmen des Kulturhauptstadt-Programms ist bis November 2025 im Museum auch die Installation „Ersatzteillager“ von Martin Maleschka zu sehen – eine künstlerische Auseinandersetzung mit dem Mikrokosmos (DDR-)Garage.

Wanderer in Agonie

Das von 1912 bis 1917 gebaute Wanderer-Stammwerk von Erich Basarke (1878–1941) in Chemnitz-Schönau war nicht Teil der Auto Union. Wanderer gab 1932 nur die Automobil-Sparte samt des in Siegmars neueröffneten Werks ab. In Schönau wurden weiterhin in Eigenständigkeit Fahrräder, Schreibmaschinen und Werkzeugmaschinen produziert, während des Krieges erfolgte die Um-



Chemnitz-Schönau, Plakette des Büros Alfred Zapp u. Erich Basarke, 2019 (Bild: Andreas Beyer)

stellung auf Rüstungsgüter. Die legendäre „Enigma“-Chiffriermaschine entstand hier. Nach Kriegsende wurden die Fertigungsanlagen als Reparationsleistung demontiert, ab 1948 lief der Betrieb als VEB Mechanik Büromaschinenwerk Wanderer-Continental (später VEB Büromaschinenwerk Karl-Marx-Stadt) wieder an.

1955 endete die Produktion von Büromaschinen, im fortan als VEB Industrierwerke Karl-Marx-Stadt bezeichneten Werk wurden bis 1990 Flugzeugmotoren und Hydraulik-Bauteile hergestellt. Die Treuhand gab den Gebäudekomplex nach der Wende an ihre Tochtergesellschaft TLG Immobilien ab. Diese verkaufte ihn 2011 an einen unbekannten Investor. Seitdem ist das Industriedenkmal, das dem zeitgleich errichteten Fiat-Werk in Turin Lingotto ähnelt, ein Spekulationsobjekt. Es folgten weitere Besitzerwechsel, im Jahresrhythmus ist von neuen Planungen die Rede. Die Substanz leidet nach über 30 Jahren weitgehendem Leerstand weiter – einige Nebengebäude sind im Einsturz begriffen. Theoretisch ist das Werk auch weiterhin zu verkaufen, die Rede ist von utopischen 40 Millionen Euro.



*Chemnitz-Schönau, Wanderer-Büromaschinenwerke
(Bild: Freddo213, CC BY SA 4.0)*

Siegmar geht es wieder gut

Dem 1927 eröffneten Wanderer-Automobilwerk im 1950 zu Chemnitz eingemeindeten Siegmar ergeht es besser: 2019 hat eine Spedition das Areal gekauft und errichtet hier einen Logistikpark. Zumindest die denkmalgeschützten Bauten werden sukzessive saniert. Nach dem kriegsbedingten Ende des Fahrzeugbaus wurden in den Hallen bis 1945 Panzermotoren produziert, später betrieb die Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft Wismut hier die Zentralwerkstatt für Bergbaumaschinen, Busse und die schweren sowjetischen KrAZ-Lkw.

In den 1990er Jahren nutzte der Anhänger- und Lkw-Aufbauhersteller Renders die Anlagen. 2006 ging Renders in die Insolvenz, es folgten 13 Jahre Leerstand und die übliche Suche nach Investoren und Ideen, bis die Spedition Weise das 95.000 Quadratmeter große Areal übernahm und nun wieder für eine gewerbliche Nutzung herrichtet. Eigentlich eine naheliegende Lösung: Wenn die hehren Träume von Wohnen, Bildung oder Kultur in den hierfür oft überdimensionierten Relikten des automobilen Sachsens scheitern, wäre doch die Nutzung im ursprünglichen Sinne die besten Methode, ihren Erhalt zu sichern. Es müssen dort ja nicht zwangsläufig Autos gebaut werden.



*Chemnitz-Siegmar, Wanderer-Automobilwerk, 2016
(Bild/Titelmotiv: dwt, CC BY SA 4.0)*

PORTRÄT: Das Adventhaus in Chemnitz

von Karin Berkemann (25/2)

Die seriöse Forschung ringt hörbar nach Worten, wenn sie den „Zackenstil“ der Zwischenkriegszeit auf einen Begriff zu bringen sucht: Expressionismus vielleicht, sobald der ganze Baukörper in plastische Bewegung gerät. Oder Art déco, wo es mehr um die ornamentale Verzierung geht. Oft mischen sich noch Spuren von Historismus, Heimatstil und früher Moderne mit hinein. Beim Adventhaus in Chemnitz ist zudem etwas Antike im Spiel, wenn sich die Fassade wie ein griechischer Tempel zur Straße wendet. Als das Gemeindezentrum der Siebenten-Tags-Adventist:innen 1922/23 in wirtschaftlich schwierigen Jahren entstand, musste der Architekt Willy Schönefeld aus wenig mehr machen. Mit Ziegelsteinen, viel Putz und Resten einer ehemaligen Reithalle schuf er einen frühen Bau des Zackenstils, für den Chemnitz bis heute berühmt ist.



Chemnitz,
Adventhaus,
Fassade zur Straße
(Bild: Karin
Berkemann, 2025)



Chemnitz, links: Cammann-Haus, Willy Schönefeld, 1926; rechts: Kunstgewerbehaus, Willy Schönefeld, 1911
(Bilder: links: Andreas Praefcke, CC BY 3.0, 2010; rechts: Dguendel, CC BY SA 4.0, 2019)

Turmhäuser

Für 1899 verzeichnet Chemnitz die erste Erwachsenentaufe der Siebenten-Tags-Adventist:innen, einer evangelischen Freikirche. Nach wechselnden Provisorien – von der privaten Wohnung bis zum angemieteten Saal – verwirklichte die Gemeinde in den frühen 1920er Jahren ein eigener Standort. Für das Lutherviertel, in der Hans-Sachs-Straße südöstlich des Stadtzentrums, erlangte die Mitteldeutsche Grundstücksgesellschaft Charlottenburg 1922 eine Baugenehmigung und schon im Folgejahr konnte das neue Adventhaus bezogen werden. Die Projektleitung hatte man dem Architekten Willy (Wilhelm) Schönefeld (1885–1963) übertragen, der ab 1909 in Chemnitz tätig war. Zu seinem Frühwerken zählt hier das 1911 fertiggestellte Kunstgewerbehaus, doch den Durchbruch markiert das Büro- und Fabrikhaus Cammann & Co von 1926. Zwischen diesen beiden Projekten, einem neoklassizistischen Repräsentationsbau und einem expressionistischen Turmhaus, markiert das Gemeindezentrum der Siebenten-Tags-Adventist:innen 1923 einen deutlichen Stilwechsel.

Dreieck im Quadrat

Das Adventhaus, entlang der Hans-Sachs-Straße auf einem winkelförmigen Grundriss errichtet, entfaltet bei einem pragmatischen Ansatz große städtebauliche Wirkung. Für den verputzten Ziegelbau verwendet man 1923, so heißt es, auch Stützen und Binder einer ehemaligen Reithalle aus Salzwedel, um das das spitz zulaufende Tonnengewölbe des Kirchsaals im Hauptgebäude möglich zu machen. Nach außen wird der Gottesdienstraum von einem Satteldach überfangen, dessen Seiten zuletzt abknicken und flach auslaufen. Diese markante V-Form präsentiert sich zur Straße als Dreiecksgiebel, der auf einem Architrav zwischen zwei vorspringenden Gesimsen ruht. Darunter wird die zweigeschossige Fassade vertikal gegliedert: Eckkrisalite rahmen drei schlanke wandhohe Fensterinschen, die wieder in stark profilierte V-Formen auslaufen. Rechts und links des Adventhauses docken zur Straße hin Bogenläufe an und umfassen nach Norden einen Vorplatz. Hier erhalten sowohl das Hauptgebäude als auch der Seitenflügel mit Satteldach jeweils einen eigenen Eingang.



Chemnitz, Adventhaus, das Ensemble kurz nach seiner Fertigstellung (Bild: historische Postkarte, 1928)



Chemnitz, Adventhaus, Kirchsaal
(Bild: Karin Berkemann, 2025)

Ein offenes Haus

Im Gemeindezentrum wurde 1927 ein „Vorführ-raum“ ergänzt. Als das Adventhaus den Zweiten Weltkrieg fast unbeschadet überstanden hatte, wurde es im Juli 1945 zur „Behelfsspielstätte“. Hier fanden vorübergehend Theater- und Musikaufführungen statt – von Verdis „Rigoletto“ über Klubbands „Kreidekreis“ bis zu Lessings „Nathan der Weise“. Im Anschluss konnte die Gemeinde ihre Bauten in den 1950er Jahren renovieren und neu gestalten. So erhielt der Kirchsaal 1954 seine neue Jehmlich-Orgel an der Stirnwand der dreifach gestuften, liturgischen Bühne. Noch 1996, als die Denkmalbeschreibung des Ensembles entstand, zeigte er zahlreiche Details der 1920er Jahre: vom spitz zulaufenden Tonnengewölbe zwischen Pfeilern bis zu den farblich leicht getönten, aber nicht figürlich geschmückten Bleiverglasungen. Die expressionistische Kanzel war bereits verschwunden, doch nach innen wie nach außen zeugten originale Fenster- und Türen vom zackenfreudigen, aber grafisch reduzierten Dekor der Bauzeit.

Die Rückkehr des Zackenstils

Das Chemnitzer Gemeindezentrum der Siebenten-Tags-Adventist:innen gilt als eines der ältesten seiner Art. Nach der Wende, wohl um 2000, erfuhr es eine weitere Veränderung. Vom heute hell gefassten Hauptgebäude blieb ein schmaler Kopfbau stehen, während der dahinterliegende, hellblau gefasste Teil sich nun neu präsentiert. Das Satteldach ist in seiner Spitze kupiert, im Kirchsaal eine flache Decke eingezogen und der Seitenflügel trägt ein Flachdach. Zum Vorhof markiert das Nebengebäude seinen Eingang durch einen modernistisch verglasten Vorbau. Der Gottesdienstraum hingegen ersetzt die seitlichen, spitz zulaufenden Fensternischen durch gläserne Erker. Damit vereint sich Schönefelds Zackenstil der frühen 1920er Jahre mit der post-modernen Dekorfreude der späten Wendejahre zu einem eigenwilligen Ensemble, das sich überraschend gut in die Architekturlandschaft der Kulturhauptstadt einzufügen weiß.

Literatur und Quellen

Menting, Annette, Schauspielhaus Chemnitz. Zwischen Zeiten und Räumen. Theater der Zeit (Arbeitshefte Architektur und Raum für die Aufführungskünste 5), Berlin 2025.

Kassner, Jens, Chemnitz. Architektur. Stadt der Moderne, Leipzig 2009.

Chemnitz, Adventhaus (Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten), Denkmaldokument, in: Kulturdenkmale im Freistaat Sachsen, 1996 (Stand: 15. Juni 2025).



Chemnitz, Adventhaus,
Vorhof (Bild: Karin
Berkemann, 2025)



Chemnitz, Adventhaus,
Vorhof (Bild: Karin
Berkemann, 2025)

INTERVIEW:

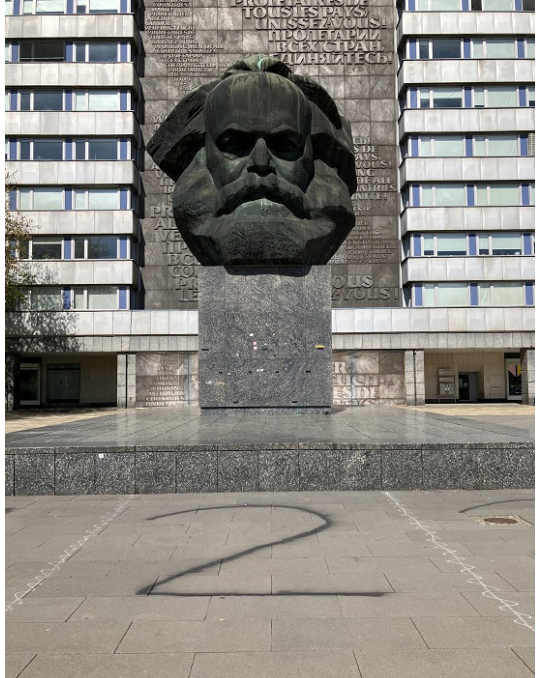
„Jugendliche mit einem Kofferradio“

Nancy Mickel im Gespräch über ein Wiki zu Chemnitzer Plastiken und Skulpturen (25/2)

Sieben Meter hoch, mit Sockel 13 Meter, 40 Tonnen schwer und aus 75 Bronzeteilen zusammengesetzt – das riesige Karl-Marx-Monument in Chemnitz (Lew Kerbel, 1965–1971) ist ohne Zweifel die bekannteste Plastik der Stadt und zudem die zweitgrößte Porträtbüste der Welt. Trotzdem oder vielleicht genau deshalb lassen sich beim Stadtspaziergang zahlreiche viel kleinere und überraschende Kunstwerke aus der DDR-Zeit und den 1990er Jahren entdecken. Sie machen – mal realistisch, mal abstrakt – neugierig auf ihre Hintergründe und ihre Künstler:innen. Um all diese Geschichten zugänglich zu machen, erstellten Nancy Mickel und Peggy Hartmann 2009 während ihrer Ausbildung an der Stadtbibliothek ein Online-Wiki: „Skulpturen und Plastiken in der Chemnitzer Innenstadt“. moderneREGIONAL sprach mit Nancy Mickel über ihre Verbundenheit mit der Chemnitzer Kunst im öffentlichen Raum.



*Chemnitz (Titelmotiv): Straße der Nationen, Jugend, Johannes Belz, 1965
(Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)*



Chemnitz, links:
Brückenstraße, Karl-
Marx-Monument,
Lew Kerbel, 1965–1971;
rechts: Theaterstraße,
Pinguinkolonie, Peter
Kallfels, 2004 (Bilder:
Verena Pfeiffer-Kloss,
2025)

moderneREGIONAL: Frau Mickel, was ist ihr liebstes Kunstwerk in der Chemnitzer Innenstadt?

Nancy Mickel: Ganz klar, die Pinguine (Peter Kallfels, 2004). Ich denke, es ist hier bei Familien eines der beliebtesten Kunstwerke. Ich finde aber auch die Geschichte schön, dass der Umriss der Antarktis dem Chemnitzer Stadtgebiet so ähnelt. Dann die verschiedenen Charaktere der Pinguine – und der einfache und wichtige Fakt, dass die Kinder ganz viel Spaß damit haben. Diese Plastik ist für Familien wirklich ein Anziehungspunkt in der Innenstadt.

mR: Wie sind Sie 2007 zu diesem Thema gekommen?

N. M.: Wir hatten als Auszubildende in der Bibliothek im dritten Lehrjahr (2007/2008) immer eine Projektaufgabe, die ich gemeinsam mit meiner damaligen Mitauszubildenden Peggy Hartmann erarbeitet habe. Damals trugen die Kollegen aus der Regionalkunde an uns heran, dass zu den Skulpturen und Plastiken in Chemnitz nur wenige Informationen zugänglich sind. Nur ganz selten gibt es beispielsweise ein ganzes Buch zu einem einzelnen Kunstwerk. Vielleicht für das Karl-Marx-Monument (Lew Kerbel, 1965–1971) oder eben auch für die Pinguine. Aber zu den an-

deren Arbeiten ist es eher schwierig, auch nur kleine Informationen herauszufinden. Von wem ist die Plastik und was stellt sie dar? Wie heißt sie?

Damals hatten wir natürlich auch nicht die gleichen Möglichkeiten wie heute, mit Google Lens und Co. zu suchen. Man musste schon genau wissen, wie der Künstler oder wie die Skulptur heißt, um überhaupt etwas zu finden. Uns wurde der Vorschlag gemacht, etwas dazu zusammenzustellen, um eine gute Informationsbasis zu schaffen. Denn oft kamen Schüler in die Bibliothek und fragten nach einzelnen Kunstwerken. Ihnen wollten wir weiterhelfen und eben auch Literatur anbieten können. Das waren für die Skulpturen häufig historische Zeitungsartikel, aus der Freien Presse, zu Karl-Marx-Stadt und so weiter.

mR: Wo haben Sie all diese Informationen gefunden?

N. M.: Manchmal wussten wir Details wie das Jahr, wann ein DDR-Kunstwerk im Rahmen von „Kunst im Freien“ aufgestellt worden ist. Bei dieser Veranstaltungsreihe wurden viele Plastiken gezeigt, manche wurden danach von der Stadt angekauft und aufgestellt. Und dann gab es verschiedene Fachzeitschriften, die wir durchsucht haben.

In der Regel hat man doch irgendeinen Inhalts-



Chemnitz, Brückenstraße, *Kampf und Sieg der revolutionären deutschen Arbeiterklasse*, Johann Belz, 1970–1976, unvollendet (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

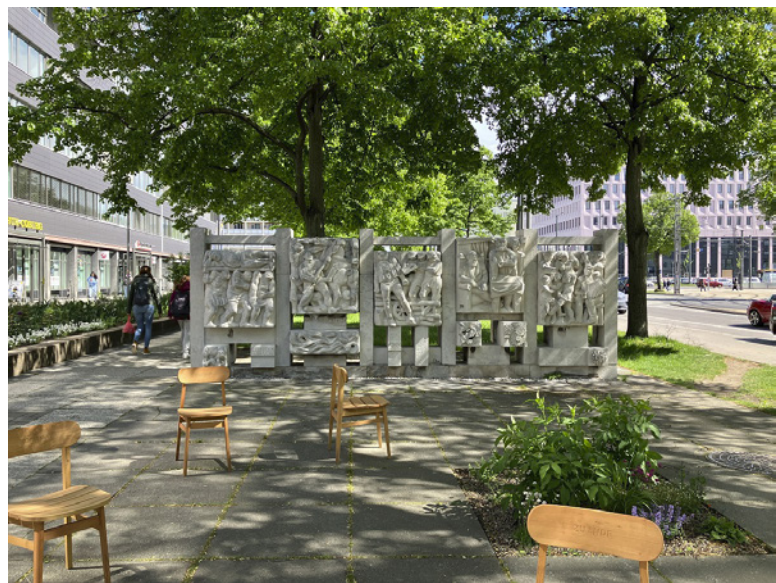
punkt wie den Künstler. Es gibt auch eine Karte von 2001, die zu unserer Recherche zwar nicht mehr ganz aktuell war, die aber sehr weiterhalf: Ist die Skulptur im Rahmen eines Projekts entstanden? Ist sie in einem bestimmten Jahr an ihren Standort gekommen? Wie heißt der Künstler? Wie heißen die Plastiken? Mit diesen Daten haben wir dann alte Zeitschriften durchgeblättert, auch mal einen Monat der „Freien Presse“.

mR: Nach welchen Kriterien haben Sie die Kunstwerke ausgewählt?

N. M.: Schnell haben wir gemerkt, dass es einfach unglaublich viel gewesen wäre, ganz Chemnitz zu erfassen. Das hätte den Rahmen der Abschlussarbeit gesprengt. So haben wir uns gesagt: Schon in der Innenstadt gibt es eine wahre Fülle an Skulpturen und Plastiken. Daneben haben wir ein paar kleine „Ausreißer“ aufgenommen, die lehrreich sind – bis hin zum Kassberg, bis hin zur Synagoge.

mR: Was ist das Besondere an den DDR-Skulpturen in Chemnitz?

N. M.: Schwierig. Es gibt natürlich viele DDR-Kunstwerke im öffentlichen Raum. Diese großen



Chemnitz, Brückenstraße, *Lobgedichte*, Joachim Jastram, Martin Wetzel, Eberhard Roßdeutscher, 1972 aufgestellt, die Stühle im Vordergrund sind Teil der Installation „Seeds & Seats“ (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Paradestraßen – die Straße der Nationen oder die Brückenstraße – wollte man mit solchen Plastiken oder Brunnenanlagen aufzuwerten. Bis heute findet sich ja noch viel sozialistische Kunst in Chemnitz, die vielleicht woanders nicht mehr ihren Platz hätte.

Ganz zentral ist natürlich das Karl-Marx-Monument, aber auch das große Relief, das Johann Belz nicht fertiggestellt hat und das sich noch an einer Hausfront befindet (Johann Belz, *Kampf und Sieg der revolutionären deutschen Arbeiterklasse*, 1970/76). Oder die *Lobgedichte* (Joachim Jastram, Martin Wetzel, Eberhard Roßdeutscher, 1972 aufgestellt). Die DDR-Skulpturen sind, denke ich, wirklich noch genau an den Plätzen, an denen sie bekannt geworden sind.

mR: Haben Sie eine Erklärung, warum gerade Chemnitz so sorgsam damit umgeht? In anderen Städten ist es ja nicht unbedingt so ...

N. M.: Sie sind ein Teil dessen, was diese Planstadt ausmacht – wie sie aufgebaut ist mit diesen gro-

ßen Paradestraßen. Da werden die Skulpturen auch als Teil des Ganzen angesehen.

mR: Es gibt in Chemnitz eine ganze Reihe von Skulpturen und Plastiken aus den 1990er Jahren. Sehen Sie deutliche Unterschiede zu den Arbeiten aus der DDR-Zeit?

N. M.: Nach 1990 geht es mehr ins Abstrakte. Die DDR-Kunst ist natürlich auch schon recht abstrakt. Aber wenn ich jetzt die Plastik „Sieben magere, sieben fette Jahre“ (Ralf Siebenborn, 1998 aufgestellt) vergleiche mit den Arbeiten aus der DDR, dann habe ich das Gefühl: Es hat sich in eine abstraktere Richtung weiterentwickelt.

mR: Offenbar verschwinden öfter Skulpturen. Gibt es begeisterte Sammler?

N. M.: Was verschwindet, ist – glaube ich – häufig aus Bronze ... Da geht es vielleicht auch einfach um das Metall. Auf der anderen Seite ist es manchmal ein Missverständnis. Zur Bronzeplastik „Schwimmer“ (Johannes Schulze, 1977–1979), die sich im Waisenhof befindet, gab es mehrere Zeitungsartikel. Denn die Bronze-Arbeit war einfach mal verschwunden.



Chemnitz, Sieben magere, sieben fette Jahre, Ralf Siebenborn, 1998 Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

Am Ende kam heraus, dass sie nur vom Amt abgebaut worden war, um etwas am Brunnen zu reparieren. Aber die Anwohner hatten Alarm geschlagen und vermutet, das Kunstwerk wurde geklaut. Es war dann am Ende gar nicht so. Aber beispielsweise die Arbeiten von Wilfried Fitzenreiter sind beliebt. Von ihm gab es noch mehr in der Stadt. Eine ist von einem Dach verschwunden und nie wieder aufgetaucht.

mR: War ihre Publikation zu den Skulpturen von Anfang an als Online-Publikation geplant?

N. M.: Meine Mitauszubildenden haben aus unserem gesammelten Material auch ein Buch gemacht. Davon gibt es allerdings nur drei Exemplare. 2008 war die große Zeit der Wikis. Da Bücher stark limitiert sind, hatten wir die Idee, dass sich der Forschungsstand weiterentwickeln soll: Es kommen neue Plastiken dazu, es verschwinden welche. In einem Wiki kann man das dokumentieren.

Ich habe das Wiki selbst erstellt und pflegte alles ein, was wir bis 2008 gesammelt hatten. Zugleich gab ich Kunstinteressierten die Möglichkeit, weiter zu ergänzen, wenn neue Skulpturen dazu kamen, wenn der Standort sich geändert hat, wenn es einen großen Artikel zu einem Kunstwerk gegeben hat. Aktuell kann man das Wiki nicht mehr bearbeiten. Es soll aber in den Arbeitsbereich „Kunst im öffentlichen Raum“ der Stadtverwaltung übergehen und dann wieder gepflegt werden.

mR: Was ist Ihnen aus Ihrer Recherche besonders in Erinnerung geblieben?

N. M.: Es war sehr spannend, dass viele kleine Anekdoten und Geschichten rund um diese Kunstwerke existieren. Warum steht der „Jugendbrunnen“ von Johannes Belz (Jugend, 1965), der



Chemnitz, Waisenhof, Schwimmer, Johannes Schulze, 1977–1979 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

nach seiner Aufstellung sehr umstritten war, noch heute an Ort und Stelle? Der Brunnen von Belz wurde für die 800-Jahr-Feierlichkeiten aufgestellt. Da er so strittig war, sollte er nach dem Fest wieder eingeschmolzen werden. Im Juni 1965 wurde allerdings eine Regierungsdelegation die Straße der Nationen entlang geführt und Walter Ulbricht blieb an dem Brunnen stehen und sagte „Das ist aber hübsch.“ Damit hatte der Brunnen seine Daseinsberechtigung erhalten.

Nancy Mickel arbeitet als Bibliothekarin in der Abteilung Medienpädagogik der Stadtbibliothek. Als Teil des Bibliotheksteams unterstützt sie Kinder und Jugendliche beim Erwerb von Lese-, Medien- und Informationskompetenz. Ihr Wiki ist weiter online zugänglich.

Das Interview führte Verena Pfeiffer-Kloss.



Am Brühl, Das Urteil des Paris (Ausschnitt), Wilfried Fitzenreiter, 1979–1980 (Bild: Verena Pfeiffer-Kloss, 2025)

FOTOSTRECKE: Nova Gorica

mit Bildern von Beate Düber, Texte: Verena Pfeiffer-Kloss (25/2)

Die interessanteste Städtetrip-Konkurrenz zu Chemnitz führt dieses Jahr wohl ins slowenische Nova Gorica, das zusammen mit dem italienischen Gorizia ebenfalls den Titel Europäische Kulturhauptstadt 2025 trägt. Noch mehr als das ehemalige Karl-Marx-Stadt ist Nova Gorica eine prestigeträchtige sozialistische Planstadt, was in der besonderen Geschichte ihrer Teilung begründet liegt. Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs trennte eine neue Grenze einen kleinen Teil der bis dahin italienischen Stadt Gorizia von der historischen Innenstadt ab. Es entstand eine eigenständige Gemeinde, die fortan im damaligen Jugoslawien lag.

Tito ordnete an, diese Gemeinde direkt an der Grenze zum „Westen“ in eine sozialistische Stadt auf der grünen Wiese zu verwandeln: Nova Gorica. 1948 wurde der Grundstein gelegt – es wurde das größte Projekt für den slowenischen Architekten und Stadtplaner Edvard Ravnikar (1907–1993), eines Schülers von Le Corbusier und Jože Plečnik. Im Jahr 2025 bilden nun das kleinere Nova Gorica und das größere Gorizia gemeinsam die erste grenzüberschreitende Kulturhauptstadt Europas, parallel zu ihrem deutschen Gegenstück. Die Chemnitzer Künstlerin Beate Düber – Botschafterin des Gebäckstücks Chemnitzer Platte und Mitglied im Institut für Ostmoderne – reiste daher schon 2023 nach Nova Gorica. Für moderneREGIONAL hat sie eine Auswahl ihrer Architektur fotografien zusammengestellt.



Das vom Architekten Vinko Glanz (1902–1977) von 1949 bis 1953 gestaltete Rathaus wurde zu einem frühen Vorzeigebau im Stil des sozialistischen Realismus und zeugt in seinem Bildprogramm vom vorangegangenen nationalen Freiheitskampf Jugoslawiens. Der Portikus wird gekrönt von vier monumentalen Skulpturen, die Revolutionäre, einen Partisanen und einen Bauern zeigen, die der Bildhauer Boris Kalin (1905–1975) geschaffen hat. Fresken und Mosaike des Malers Slavko Pengov (1908–1966) setzen das Thema im Innenhof und im Foyer fort. (Bild: Beate Düber, 2023)



Der Architekt Vojtech Ravnikar (1943–2010), aufgewachsen in Nova Gorica, begann 1987 mit den Plänen für das dortige Nationaltheater. In der Nach-Tito-Zeit hatte die postmoderne Bewegung hier gerade ihren Höhepunkt erreicht. Als der Bau 1994 fertiggestellt wurde, war der Glaube an die Vergangenheit bereits verblasst – die Gesellschaft suchte nach neuen Wegen im nun unabhängigen Slowenien. (Bild: Beate Düber, 2023)



In Nova Gorica wurde das Apartment- und Geschäftshaus Čebelnjak, wegen seiner bunten, wabenförmigen Loggien auch Bienenstock genannt, vom Architekten Ernest Bergant in den 1960er Jahren gestaltet. (Bild: Beate Düber, 2023)



Im Jahr 1909 flog Edvard Rusjanu als erster Pilot slowenischer Herkunft ein Motorflugzeug seiner eigenen Konstruktion, die EDA I. Diesen Namen trägt heute auch das höchste Gebäude von Nova Gorica: das 62 Meter hohe Eda Center, von 2007 bis 2011 gestaltet von Dans Architect (Miha Dešman). Vor dem Eingang findet sich das 1960 von Janez Lenassi für Rusjanu geschaffene Ikarus-Denkmal. (Bild: Beate Düber, 2023)



Das Park Hotel und Casino von Nova Gorica, das mit der historischen Bauform der Rotunde spielt, wurde 1984 eröffnet. (Bild: Beate Düber, 2023)

Im Februar 1947 zogen die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs auf der Pariser Friedenskonferenz eine neue Grenze zwischen Italien und Jugoslawien – hier die Grenzstation auf slowenischer Seite. (Bild: Beate Düber, 2023)



Das Vorzeigeprojekt Nova Gorica mit modernen Spitälern, Schulen und Wohnbauten, breiten Boulevards und viel Grün – hier ein Blick in die Fußgängerzone mit Modni Dom – geriet zum Gegenpol des historisch gewachsenen Gorizia im kapitalistischen Italien. (Bild: Beate Düber, 2023)



Die Stadt wurde zu Beginn der Bauarbeiten von mehr als 6.000 Jugendbrigaden aus ganz Jugoslawien erbaut. In den folgenden Jahren entstanden in Nova Gorica moderne Wohnhochhäuser wie dieses in der Innenstadt. (Bild: Beate Düber, 2023)



Auf der slowenischen Seite der Grenze, in Nova Gorica, leben heute 13.000 Menschen, hier ein Haus der 1950er Jahre an der Magistrale. Der italienische Teil Gorizia hingegen kommt auf 33.500 Einwohner:innen. (Bild: Beate Düber, 2023)



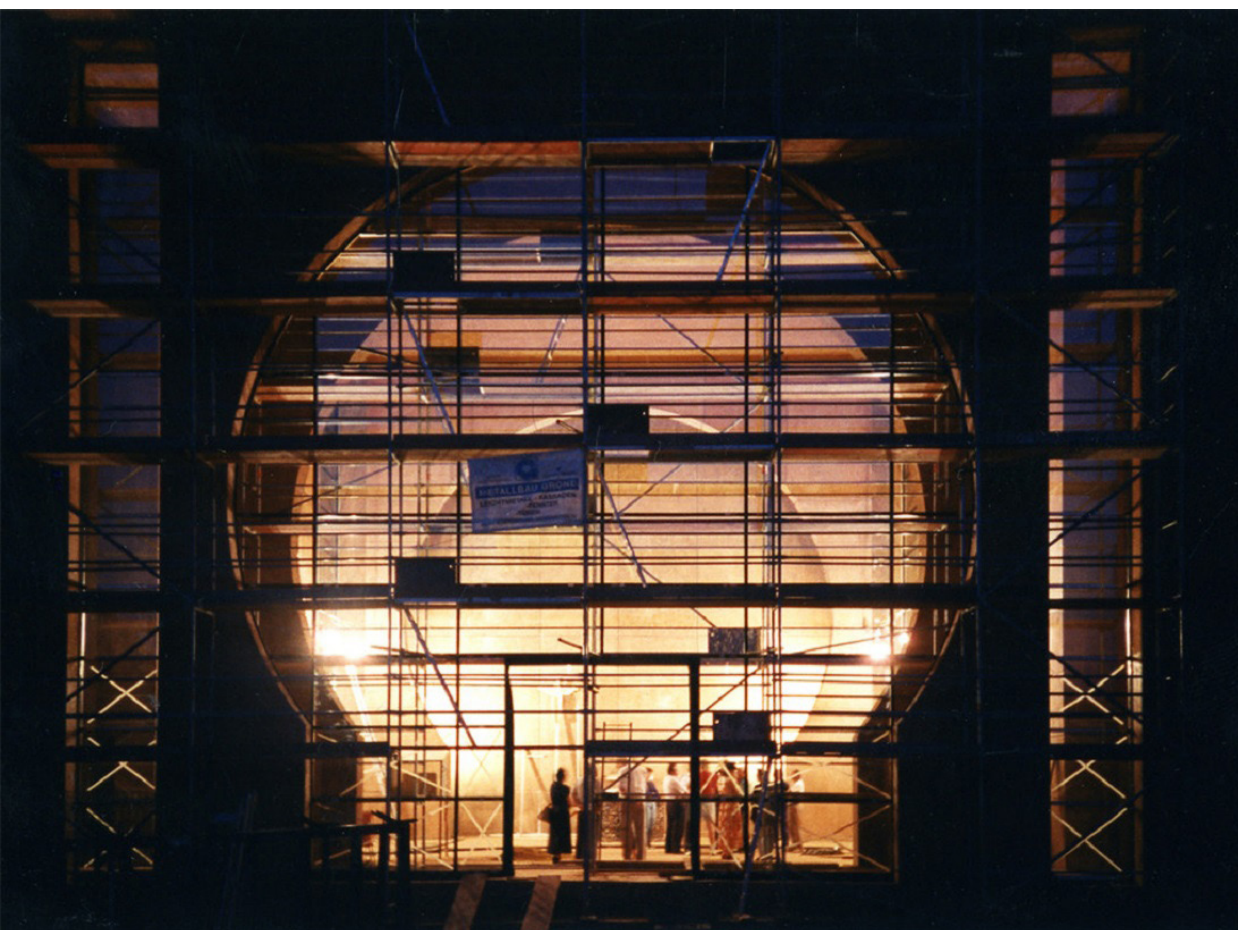
In Nova Gorica wurden industrielle und standardisierte Verfahren dazu genutzt, in kurzer Zeit Wohnraum für viele Menschen zu schaffen – hier eine Siedlung in Plattenbauweise. (Bild: Beate Düber, 2023)

BEST OF 90s:

St. Pius X. in Hohenstein-Ernstthal

1998, Christopher Schroeer-Heiermann, Expert:innen-Tipp, Peter Böhm, Sachsen

Als 1998, kurz vor der Weihe, die Beleuchtung der Kirche St. Pius X. ausgetestet wurde, war man sich rasch einig. Die klare, im besten Sinne einfache Gestaltung – im Prinzip „nackte“ Glühbirnen – fügte sich perfekt in das Gesamtkonzept ein. Immerhin kam sie aus dem gleichen Büro wie das Bauwerk: von den Kölner Architekten Peter Böhm und Christopher Schroeer-Heiermann. Was ab 1997 in Hohenstein-Ernstthal bei Chemnitz umgesetzt wurde, begann eigentlich in Venedig. Zur dortigen Architekturbiennale hatte Peter Böhm 1992 einen Kirchenentwurf eingereicht. Daraufhin meldete sich das Bistum Dresden-Meißen, das den Plan gerne bei sich umsetzen wollte. Zunächst sprach man über einen Standort in Limbach-Oberfrohna, schließlich fiel die Wahl auf Hohenstein. Denn die dortige Gemeinde hatte just 1991 ein ehemaliges LPG-Grundstück an den Hängen über der Ortschaft erworben und suchte nun einen Architekten. Mit seinen zeichenhaften Omega-Bögen, den rostroten Betonoberflächen und der malerischen Lage erregte St. Pius X. rasch überregionale Aufmerksamkeit.



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Blick auf die Omega-Bögen beim Beleuchtungstest zum Ende der Bauarbeiten, 1998 (Bild: Christopher Schroeer-Heiermann)

BAUT: St. Pius X.

ADRESSE:

Grenzweg 17, 09337 Hohenstein-Ernstthal

BAUZEIT: 1997–1998

ARCHITEKTEN: Peter Böhm,
Christopher Schroeer-Heiermann



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Außenbau von Südwesten (Bild: Jörg Seifert)

Beton lokal

Bei der Umsetzung der Kirche in Hohenstein-Ernstthal ging es dann ganz rasch – die Bauarbeiten brauchten knapp anderthalb Jahre. Auf die Grundsteinlegung am 8. April 1997 folgten im Februar 1998 das Richtfest und am 20. September 1998 schließlich die feierliche Weihe. St. Pius X. ist in vielen Details eng auf seine Umgebung bezogen. Dass der vor Ort vergossene Beton rostrot eingefärbt wurde, soll an den lehmigen Boden der Region erinnern. Im Gegensatz dazu öffnet sich der Bau durch große, wandhohe, gesprosselte Fensterflächen – (fast) jeder Winkel des Gottesdienstraums ist von außen einsehbar. Ist er von innen beleuchtet, strahlen die drei Omega-Bögen bei Nacht wiederum als heller Schattenriss weit in das Dorf hinein.



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Modell der Kirche mit dem nicht umgesetzten Pfarrhaus (links im Bild) (Bild: Christopher Schroeer-Heiermann)

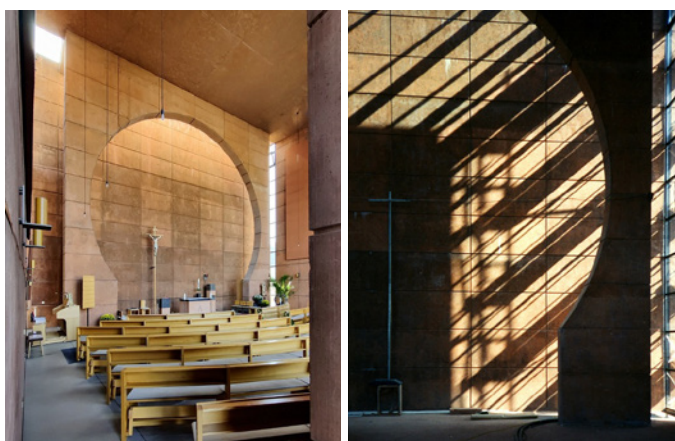
Der Kirchenbau ruht auf einem T-förmigen Grundriss, dessen breite Seite das Hauptportal im Omegabogen aufnimmt. Steht man vor der Hauptfassade, birgt die linke, kürzere Seite des Triptychons den Seiteneingang. Der rechte Flügel hingegen nimmt die Werktagsskapelle auf, deren niedrige Rotunde mit Oberlicht sich im schmalen Riegel des Baukörpers deutlich abzeichnet. Wie im Hauptraum sind auch hier die Bänke gerundet. Drei Omegabögen trennen die inneren Funktionsbereiche: das Foyer im schmalen Querriegel, den Gottesdienstraum und den wiederum flachen, zweifach gestuften Altarraum, der sein Licht über seitliche Fensterschlitze erhält.

12 x 12 x 6

Bei der Gestaltung des Kirchenbaus legte Böhm eine Spur zu symbolhaften Formen und Zahlen. Der Omega-Bogen, der sich insgesamt dreimal in St. Pius X. findet, hat seine Entsprechung im Alpha auf der Altarfront. Mit dem ersten und letzten Buchstaben des griechischen Alphabets verbindet die christliche Tradition, dass sich Jesus als Anfang und Ende der Welt erweist. In den drei

Teilen des Baukörpers, der sich an der Fassade wie ein Triptychon auffaltet, wiederholt sich mehrfach das Maß von zwölf Metern – eine Zahl, die von der Bibel auf die Stämme Israels, die Jünger Jesu und die Tore des himmlischen Jerusalem bezogen wird.

Am Triptychon der Fassade sticht ins Auge, dass er an seiner linken Seite statt zwölf nur sechs Meter breit ist. Hier hatte Böhm im Ursprungsmodell noch ein Pfarrhaus von sechs Metern Höhe angegliedert, das später nicht in dieser Form umgesetzt wurde. Die Ausstattung der Kirche fiel von Seiten der Architekten bewusst reduziert aus. Für Altar, Ambo, Osterleuchter und Tabernakel kamen der rötlich gefärbte Beton des Baukörpers, zudem Schiefer und Metall zum Einsatz, während die Bänke in hellem Holz gehalten sind.



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Blick zum Altarraum mit dem heutigen Kruzifix (links) und mit dem schlichten Metallkreuz der Baustellenzeit (Bilder: Christopher Schroeer-Heiermann)

Kölner Familientradition

Peter Böhm (*1954) gehört zur dritten Generation einer traditionsreichen Kölner Architekt:innen-dynastie. Auf den expressionistisch-modernen Kirchenbaumeister Dominikus Böhm (1880–1955), bekannt für Werke wie St. Engelbert in Köln-Riehl (1932), folgte dessen Sohn Gottfried (1920–

2021), der vor allem mit betonbrutalistischen Bauten wie dem Mariendom in Neviges (1968) auf sich aufmerksam machte. Auch seine Frau, die Architektin Elisabeth (1921–2012), gehörte zum kreativen Zirkel der Familie. In der dritten Generation sind alle vier Söhne künstlerisch tätig: Markus (*1953) als Maler (und Informatiker), Paul (*1959), Stephan (*1950) und Peter als Architekten. Zusammenarbeiten und gegenseitige Bezugnahmen sind innerhalb der Familie üblich.

Nach seinem Studium an der TU Berlin wechselte Peter Böhm kurz in die USA, um sich 1987 in Köln selbständig zu machen. In der Folge trat er zudem als Partner in das väterliche Büro ein. Zu seinen bekanntesten Werken zählen die Kölnarena (1998, heute Lanxess Arena) oder das Staatliche Museum Ägyptischer Kunst in München (2013). Für St. Pius X. in Hohenstein-Ernstthal tat sich Peter Böhm mit seinem Mitarbeiter Christopher Schroeer-Heiermann zusammen. Geboren 1967 in Laramie/Wyoming in den USA, studierte er in den USA und Dänemark. Ab 1990 arbeitete er im Architekturbüro von Peter Böhm, bevor er sich 2000 selbständig machte. Für die bildhafte transparente Öffnung der Fassade finden sich im Werk der Böhm-Familie Parallelen etwa bei der Kölner DITI-Zentralmoschee (2017). In den späten 1980er und frühen 1990er Jahren prägte auch der Architekt Tadao Ando religiöse Räume mit symbolträchtigen geometrischen Fensteröffnungen in Sichtbetonoberflächen, darunter die „Kirche des Lichts“ (1989) im japanischen Ibaraki.

Tiefe Wurzeln

In Hohenstein-Ernstthal war die Zahl römisch-katholischer Bürger:innen seit dem 19. Jahrhundert durch den Zuzug von Industriearbeiter:innen langsam angewachsen. Doch erst nach Kriegsende, vor allem in den 1960er Jahren nahm



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Blick auf die Fassade mit den drei Omega-Bögen bei Nacht (Bild: Christopher Schroeer-Heiermann)

die Gemeinde einen deutlichen Aufschwung und wurde 1971 zur selbständigen Pfarrei erhoben. Lange hielt man die Messe in (ehemaligen) Gaststätten, in der örtlichen protestantischen Kirche und anderen Provisorien. Erst 1950 kamen ein eigener Kindergarten, 1952 eine Kapelle in einer ehemaligen Kegelbahn und 1962/63 dann die langjährige Kapelle in der Karl-May-Straße 5 hinzu – als Umbau einer vormaligen Chemischen Reinigung. Aus der bis 1995 genutzten Kapelle wurde ein Kreuzweg des Görlitzer Künstlers Georg Nawroth in die heutige Werktagskapelle von St. Pius X. übernommen. Der Corpus an der Altarwand (zur Bauzeit stand hier noch ein schlichtes Metallkreuz) stammt von einem Wegkreuz der sorbischen Oberlausitz und kam als Geschenk der Pfarrei Nebelschütz in die Kirche. Die Gemeinde von St. Pius wird seit 2020 zur Pfarrei Heilige Familie Zwickau gerechnet.

Text: Karin Berkemann, Juni 2025



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Altarraum und Außenbau während der Bauarbeiten (Bilder: Christopher Schroeer-Heiermann)



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Blick ins Foyer (links) und zum Außenbau von Südwesten zur Zeit der Fertigstellung (Bilder: Christopher Schroeer-Heiermann)



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Außenbau von Nordosten (links) und Hauptportal (Bilder: links: Victor Ibarra, via google-Maps, 2022; rechts: Jörg Seifert)



Hohenstein-Ernstthal,
St. Pius X., Foyer
(Bild: Jörg Seifert)



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Werktagskapelle mit
Kreuzweg (Bild: Victor Ibarra, via google-Maps, 2022)



Hohenstein-Ernstthal,
St. Pius X.,
Altarraum
(Bild: Victor Ibarra,
via google-Maps,
2022)



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Außenbau von
Nordosten (Bild: Jörg Seifert)



Hohenstein-Ernstthal, St. Pius X., Innenraum zum Altar
(links) und Hauptportal (Bilder: links: Victor Ibarra, via
google-Maps, 2022; rechts: Jörg Seifert)

Online-Auftritt des Büros Peter Böhm Architekten.

Online-Auftritt der Römisch-Katholischen Pfarrei
Heilige Familie Zwickau.

Aufnahmen der Baustellenzeit von Christopher
Schroeer-Heiermann.

Römisch, Monika, Kath. Pfarrkirche St. Pius X.,
Hohenstein-Ernstthal, Lindenberg im Allgäu 2000.

Zu den Bildrechten nach Creative Commons infor-
mieren Sie sich bitte online über die entsprechenden
Bestimmungen.

IMPRESSUM

HEFTREDAKTION: Verena Pfeiffer-Kloss/
Karin Berkemann, Frankfurt/M. 2025

LAYOUT: Tamara Walter

TITELMOTIV: Chemnitz, Omnibusbahnhof,
1968, Überdachungen später entfernt (Bild:
Bild und Heimat Reichenbach, Vogtland, Foto:
Kampmann, 1976 ; Archiv: Martin Maleschka)

HERAUSGEBER:INNEN: Daniel Bartetzko,
Karin Berkemann

ONLINEVERSION DES HEFTS:
[https://www.moderne-regional.de/
chemnitz-25-2/](https://www.moderne-regional.de/chemnitz-25-2/)

ISSN (ONLINE): 2365-0370

HBZ-ID: HT018260134

ZDB-ID: 1050988183

LETZTE ÄNDERUNGEN AM DOKUMENT:
22. Juni 2025

Die Urheberrechte für die Beiträge liegen
jeweils bei den Autor:innen, die Rechte für die
Abbildungen wie jeweils am Bild angegeben.

Es gelten die Ausführungen des Impressums
von moderneREGIONAL:

www.moderne-regional.de/impressum/

Zu Bildrechten nach Creative Commons
informieren Sie sich bitte online über die
entsprechenden Bestimmungen.

moderneREGIONAL gUG (haftungs-
beschränkt), c/o Dr. Karin Berkemann,
Frankenallee 134, 60326 Frankfurt am Main,
0179/7868261, [k.berkemann@moderne-
regional.de](mailto:k.berkemann@moderne-regional.de), www.moderne-regional.de